

Antrittrede Peter Weber, 3.9.2004

Weshalb schreiben Sie immer über Bahnhöfe, höre ich Sie fragen, meine sehr verehrten Damen und Herren. Vor einigen Wochen spazierte ich durch Frankfurt, vom Bahnhof ging ich aus, wollte unter die Wolkenkratzer. Den fließenden Übergang von der Wirtschaft in die Schattenwirtschaft wollte ich wieder einmal sehen, der Bahnhof aber hatte sich über die ganze Stadt ergossen, seine Menschen entlassen, es war ein großes Volksfest in Gang, ein Jahrmarkt wohl. Im Gedränge einer Budengasse gelangte ich an den Main, er floss teefarben, es war Kräutertee. Als ich die Fußgängerbrücke überquerte, zog ein Polizeiboot mit leuchtorange Aufschrift eine dringliche Sirenenlinie übers Wasser. Auf der anderen Flusseite lagerten die Leute friedlich auf dem Rasen, Paare mehrheitlich, kleine Freundeskreise, Jugendliche. Einige trugen Badehosen, niemand badete im Tee. Ich dachte über Wasserkulissen nach, über Süßwasserstädte an Flüssen und Seen. Es duftete nach gegrillten Makrelen. Von fern hörte ich, vom Wind leicht verblasen, Melodien in Halbtonfolgen, schnelle Rhythmen flochten sich durch den Duftschwall, trugen ihn durch die Luft. Ich folgte diesem erstaunlichen Gewebe, kam zur Quelle, einem weißen Schiff mit schwungvoller Aufschrift: Die *Istanbul* hatte am Mainufer angelegt, ein schönes, altes, weißes Metallschiff mit Kabine, deutsch und türkisch beflaggt. In der Kabine wurde emsig gegrillt, die Seeleute übten Gleichgewicht auf ihrer schaukelnden Rüst-, Brat- und Verkaufsstelle. Ich erhielt mein Fischbrot, setzte mich auf eine Bank schaute übers Schiff in die Wolken, die Sonne war weiß eingetaucht. Das Polizeiboot hatte gewendet fuhr sirenend zurück, die *Istanbul* wankte an kurzen Leinen, ich schloss die Augen. Die Polizei hatte tatsächlich das über den Main gespannte Seil berührt, an dem unsere Wunschvorhänge aufgehängt sind, unbemerkt riss sie mit langem Sirenenton diese Vorhänge mit, ich hörte kreischende Möwen, das Horn eines nahenden Frachters, Hornstöße in der Luft, ich spürte, wie das Salz einschoss, anleckte, aufschäumte. Ich fand mich an den Bosphorus versetzt, vor den asiatischen Bahnhof mit Meeranstoß, von Fähren bedient, die Gleise nach Asien sollen Deutsche verlegt haben – so fand ich mich an den Bosphorus versetzt, wo ich für immer geblieben wäre, hätte mich nicht dieses Telefon erreicht, meine Damen und Herren, das mich nach Bergen-Enkheim und in dieses Zelt gerufen hat.

... über das wunderbare, bilderreiche Deutsch meiner Amtsvorgängerin würde ich gerne länger reden. Liebes Zelt, über diese prächtige, vielgestaltige eigene Sprache, die sie geschöpft hat und weitertreibt, sie wurde mir lesend eingeflösst und in der ganzen Bezugsfülle erläutert...

... und über Berlin und Istanbul, ihre Schreibpole, die sich durch eine Luftbrücke verbindet, meine liebsten Aufregungsstätten, Berlin verdreht mir, auf dem Fernsehturm sitzend, unendlich den Kopf über Ost und West, Istanbul hat mir den Atem geraubt, um ihm sogleich vielfach wiederzuschicken...

Der Mann am Apparat hieß Peter, und er sagte, ich sollte einfach Ja sagen. Ich habe Ja gesagt.

Weshalb die Bahnhöfe, warum nicht die Flughäfen?", fragen Sie weiter, meine Damen und Herren, der Himmel über dem Großraum Frankfurt ist tatsächlich voller Flugzeuge, vom Zug aus sah ich sie einmal an einem Wintermorgen: fliegende

Silberlinge, sie flogen mit ihren Kondensstreifen ein Geflecht in der Morgenröte. Die Frage stellt sich tatsächlich, Flughäfen: Hypnoseanlagen, auf der ganzen Welt ähnlich, ein einziger Belämmigungsort sozusagen, man geht überall auf Watte, zudem sind die Flughäfen neuerdings voller Vereinzlungsanlagen, so genannte Personenvereinzlungsanlagen, Gründe genug, die Flughäfen den Bahnhöfen vorzuziehen.

Aus Höfen sind Bahnhöfe, aus Häfen sind Flughäfen geworden, könnte ich antworten, vor sieben Jahren war ich ein Jahr Gast einer Schweizer Stiftung im Osten Londons: der einstmalige Welthafen brachgefallen, die Themse führte Milchkafee wie immer, zwischen den alten Docks landeten kleine Passagierflugzeuge auf dem neuen Kleinstflughafen. Über der Stadt, in langen Folgen, alle paar Minuten die Flugriesen tief fliegend, aus Asien, Australien, Amerika, ihre Nasen pflügten sich durch die Westwindwolken, Atlantikdämpfe, die ihnen über den flachen Stadt entgegensegelten. Während ich den nahen Hafen erwanderte, aus dem bereits neue Hochbauten stiegen, während ich Welt sammelte, um aus ferner Welt ein Fernrohr zu bauen, so meine Absicht, mit dem ich aus der Gastwohnung in die Ferne blicken wollte – während ich im dunklen Winter Ausschau hielt, kamen mir die in Heftchen, auf Plakaten sehr präsenten Winteridyllen der Schweizer Gastlandschaften vors Auge, das Fernrohr wurde mir – von wem eigentlich – von der Weltinsel auf die Binneninsel zurückgedreht. Erst da habe ich die Wirkung der Schweizbilder im Ausland erkannt, begriffen, dass die jahrhundertealte helvetische Idyllenbewirtschaftung in der Fremde viel stärkere Wirkung hatte als vorgestellt. Ich bekam in diesen Dunst- und Dämmerungslängen des Londoner Winters selber Lust, in der Schweiz Urlaub zu verbringen, als englischer Tourist.

Weshalb aber die Bahnhöfe?

Meine ersten Texte entstanden Ende der achtziger Jahre in der Schwellenzeit zwischen analog und digital, auch formal: ich übertrug die frühen, auf weich federnden mechanischen Maschinen getippten Fassungen auf den Bildschirm, was das rhythmische Gefüge veränderte: Die Texte wurden Flüssigkeiten, durchsichtig, ließen sich durchschwimmen, ich konnte Flächen umgießen, ohne Schere und Leim zu verwenden.

Deutsch schien in fernen Begriffen aufgespannt, die Sprache bestand aus zirrischen Himmeln, die ich nicht berühren konnte, die mich nicht berührten. Selbst in der freien Musik, die damals so inspirierend war, wirkten Dogmen, sie war dogmatisch verhärtet, so durfte man nicht wiederholen, Wiederholung galt als reaktionär. Prärepetitive Staulage. Es gab viel Gedröhn. Nach der so genannten Wende wurden ganz andere Fragen dringend, die wirklich starken Winde wurden in Deutschland entfesselt. Westdeutsch und Ostdeutsch, zwei so unterschiedliche Sprachen und Sprachladungen, wurden mit dem Fall der Mauer verwirbelt, die Spannungsverhältnisse innerhalb der Sprache veränderten sich grundlegend, Ideologismen zerfielen allerorts. Kleinere Wirbel waren in der Deutschschweiz, am Südrand des Sprachraumes spürbar.

Und der Bahnhof?

Nirgends lässt sich der elementare Wechsel von oben beschriebener Staulage in die schlanke digitale Gegenwart so schön nachzeichnen wie im Zürcher Hauptbahnhof. Er hat alles durchgemacht, was ich erlebt habe. Die einstige Gleishalle war voll gestopft, verpfercht, dunkel, als ich, eben der voralpinen Landschaft entschlüpft, nach Zürich kam. In den Beschreibungen des vollen alten Bahnhofes versuchte ich

meine eben erlangte kleinzellige Sprache zu stauen. Ich konnte aufzählen, reihen, türmen. Der Bahnhof aber wurde Baustelle, schon lag der Lärm der Kompressoren in der Luft, und unterirdisch wurde gewühlt. Gleichzeitig wurde der Stundentakt eingeführt. Die dadurch erwirkte Verflüssigung der Abläufe war körperlich, diese Stunden haben mein Erleben, meine Tage strukturiert. Ich begann in Stundenklötzen zu denken. Die entstehenden Texte verfrachtete ich in alle Landesteile, ins Tessin, in die Südschweiz, über Zürich wieder nach Bern und in die Westschweiz, wieder in die Ostschweiz ins Toggenburg, benötigte den Perspektivenwechsel, um voranzuschreiben, in der Stadt schrieb ich, vereinfacht gesagt, über die Herkunftslandschaft, in den Landschaften über die Stadt. Ein frei migrierender Einheimischer, freilich im Inland. Meine Identitätskarte: Das Generalabonnement der Schweizerischen Bundesbahnen, nun gültig in allen Zügen, in den Trambahnen und Bussen aller Städte, in Postautos, den meisten Bergbahnen und Schiffen. Als ausgewachsenem Gleisschweizer hat man Infrastrukturprägungen erlebt, wie sie vielleicht nur die Japaner kennen. Ich bin bahnsozialisiert, ein Kind helvetischen Gleichtaktes. Ich habe nie Autofahren gelernt.

Die Halle im Zürcher Hauptbahnhof, Kreuzungspunkt aller Reiselinien, war irgendwann leer geräumt, ein großartiger Platz mit langen Rolltreppen in die Tiefe war entstanden, die große Uhr, die nun vor der Querhalle stand, lehrte uns bald den Halbstundentakt. Wo ein Takt geklopft wird, gibt es Hoheiten, auch wenn sie unsichtbar bleiben. In der seit langem monarchiefreien Schweiz gibt es keine großen Plätze, keine Schneisen. Das bebaubare Land ist bebaut, folglich wachsen auch Plätze innerlich, unter den Dächern. Die Gleisschweiz begann unbemerkt nach der großen Uhr zu tanzen, sie schlug die lautlose Basspauke, es tanzten die Nerven. Ein pochender Großstadtraum entstand im Hauptbahnhof, Ladenöffnungszeiten wurden verlängert. Zugegeben, an den Flughäfen war das längst geschehen.

In wenigen Monaten wird in der Schweiz der Viertelstundentakt eingeführt, das ist Moment, da meine „Bahnhofsprosa“ ansetzt. Dieses Buch, liederlicherweise ins Künftige geschrieben, setzt die rhythmischen Veränderungen voraus, der der Viertelstundentakt mit sich bringen wird. Was bedeutet Viertelstundentakt? Viertelstündlich Hochgeschwindigkeitszüge zwischen allen großen Städten. Die Schweiz wird eine mehrsprachige Stadtfläche sein, die durchstoßenen Berge Parkanlagen.

Sprachraumreisen

Mit dem eisweißen Hochgeschwindigkeitszug überführte ich 1991 meine ersten Manuskripte nach Frankfurt ins Lektorat, von Kopfbahnhof zu Kopfbahnhof gewissermaßen. In Deutschland hatten die Züge Flügel. Über meine folgenden Jahre in deutschen Zügen als eigd. Deutschlandbeobachter hätte ich gerne ausführlicher berichtet, Liebes Zelt, mehr davon vielleicht in einem Jahr. Als Schweizer und Außereuropäer war man nach der Wende Zaungast. Ich saß artig hinter Glas, sah Deutschland vorbeirauschen. Eine mehrfache Sprachraumerfahrung war es, zunächst das Erlebnis des großen Ohrs, die Verblüffung, dazuzugehören, ins selbe helle Ohr zu schreiben wie die Deutschen und die Österreicher. Ich erlebe als anregend und erweiternd, was Ihnen, meine Damen und Herren, wahrscheinlich selbstverständlich ist.

Es wurden Reisen durch ein sich wandelndes Land und eine sich wandelnde Sprache. Schriftdeutsch ist der Schnellzug, der über die Dialektlandschaften fliegt, Spuren davon miteinrollt. Am Schönsten klingt Deutsch in meinen Ohren am fernen Nordende des Sprachraumes, wenn stimmhafte Konsonanten mit den Vokalen verschliffen sind, wenn die Sätze flach und weit ausschwingen, als vermäße jede Periode aufs neue die weiten Horizonte an der See. Verführerisch die Möglichkeiten rhythmischer Gliederung. Aus Reden wird Sprechen, wenn ich schnell und flach sprechend in die Schweiz zurückkehrte, fiel mir auf, dass sich mein Dialekt nicht beliebig beschleunigen und schleudern lässt; er ist horizontal gegliedert, eine Talsprache mit dunklen Vokalen oder Farben, eine Sprache, die vieles impliziert. Diese Sprechwechsel waren irritierend und produktiv, die eigene Sprache entstand im Dazwischen, den Vokalkörper glaubte ich aus dem Dialekt, die klingenden Konsonantenfolgen aus der Hochsprache zu beziehen.

Deutsch: ein entstehendes Element. Keine erstarrte, auskristallisierte, alte, sondern eine junge, arbeitende Sprache mit scheinbar unendlicher Bindungs- und Fügungsfreiheit. Zwischen den Wörtern gibt es wundersame Anziehung, sie lieben, vermählen sich. Sie paaren sich in der Luft. Eine Hochzeitssprache. So schnell wie sich neue Bedeutungen fügen, so schnell können sie wieder zerfallen. Ganze Sprachsysteme wachsen auf und zerstäuben nach wenigen Jahrzehnten wieder, neue entstehen sofort.

Mit dem Einbruch des Repetitiven in der Musik und die dadurch entstandenen Druck- und Betonungsverschiebungen wurde mir Deutsch ungeheuer. Diese tiefen Töne, die in der Luft lagen, und überall Ausrufezeichen, die Frankfurter Wolkenkratzer schienen auf Quarzen zu tanzen, der geliebte Fernsehturm in Berlin war ein einziges Ausrufezeichen, die Sprache war mir befehlerisch verstellt. Vergiss! vergiss! vergiss!, sagt jede Synkope zur Basspauke. Es war ein kleines Instrument, das mich durch die aussersprachlichen Welten geführt hat, die Maultrommel, vor allem die ungarischen und sibirischen Modelle, ja die jakutische Spielweise; auf dem Permafrost Sibiriens wird sie je repetitiv gespielt. Die Maultrommel spielt den Einton und seine Obertöne, sie fügt sinnfreie Silben. Entlang dieser Silbenlinien fand ich wieder zu den Sätzen.

Liebes Zelt, ich gestehe: ich bin immer wieder verführt worden von dieser Sprache, ich habe jahrlang verblümt, geschwärmt, ums Eck gelogen, ich habe mich verächtelt und versteckt, ich habe übertrieben und unterlassen, ich habe verdreht, gebogen, bin abgewichen, ich habe immer wieder durch Blumen geredet. Ich habe Dinge in die Sprache eingerechnet, wenn die Forderung erhoben wurde, sie auszusprechen, ich habe gewettert, gesilbert und salbadert, ich habe an den Rändern und in den Büschen gewildert, geschwemmt und unter Wasser gesetzt, und es will heute mir wieder nicht gelingen, mich kurz zu fassen.

Sofortfahrer, Sprechwunsch

Zwei wundersame Frischebildungen aus dem gegenwärtigen Gleisdeutsch möchte ich ihnen nicht vorenthalten.

Sprechwunsch und Sofortfahrer.

Sofortfahrer, eine Spontanbildung scheinbar, liest man tatsächlich an den Bahnschaltern, Sofort und Fahrer wird verkittet zu diesem Wort von merkwürdiger Gestalt, es bezeichnet jene Minderheit, die den Fahrschein nicht vorbestellt hat, sondern sofort fahren möchte, sofort nach Erwerb der Fahrkarte, dafür einen Aufpreis

in Kauf nimmt. Als ich dieses Wort in der ganzen Bedeutungsvielfalt an der Reisewirklichkeit erprobte, auf einen schon fahrenden Zug aufsprang, landete ich just vor dem Gesicht des fassungslosen Zugchefs. Er lief rot an, schmiss mir mit voller Kraft seinen Hut vor die Füße, wodurch seine Empörung entwich, er bezichtigte mich der eigenen Lebensgefährdung und der allgemeinen Transportbehinderung, drohte, die Notbremse zu ziehen, was mich 10000 Euro kosten würde. Da ich mich romanlang mit Bahnmännern und ihren Hüten auseinandergesetzt hatte, wusste ich, ganz demütiger Passagier, das ein Bahnbeamter hutlos niemals die Notbremse ziehen würde, und erwarb, als er sich wieder beruhigt hatte, sofort eine Sofortfahrerkarte.

Eine zweite Wortfügung entdeckte ich in einer Trambahn in Berlin, bei der Tür stehend, sah ich einen Knopf, *Sprechwunsch* stand darunter. *Sprechwunsch*, ein Zauberwort, weist ohne Umschweife in die Tiefe, in die Klanghintergründe dieser Sprache, drückte man den Sprechwunschknopf, so öffneten sich Sphärenvorhänge, man sähe die Saiten, drückte man *Sprechwunsch*, so spräche man wahrscheinlich mit jenen Sprechfeen, die die Haltestellen hauchen, drückte man diesen Knopf, wäre man für immer in Wunschberlin, jenem poetischen Raum, wo das Sprachblech geklopft wird, wo die Sprache ihren zauberhaften Klang erhält, so stelle ich mir das vor.

Erlauben Sie mir doch noch eine Urszene aus meiner engeren Heimat, die erklärt, weshalb ich unbeirrt glaube, dass die Sprache in Berlin am Alexanderplatz geklopft wird. Das Sekundarschulhaus stand sonnenhalb am Hang. Aus großen Fenstern blickten wir auf eine bauchige Weide. Wir waren eine Herde ehrgeiziger dreizehnjähriger Lertierchen, eine Lateinklasse, wurden mit Wissen gefüttert. Sprache bestand aus falsch und richtig, in allen Sprachen, die wir lernten, flogen die Peitschenschnüre. Wir erhielten einen neuen Lehrer, vorgängig hatte er im etwa sieben Meter breiten unbewirtschafteten Grasstreifen zwischen Schulhaus und Weide seinen Grillenstaat angesiedelt. Er ließ die Fenster in den Spätsommer öffnen, die Grillen wohnten zwischen schon gelben Halmen, setzten sofort mit ihrem staatenübergreifendes Gezirp an. Der Lehrer fragte, ob wir wüssten, was Literatur sei, wir wussten es nicht. Es klang wie ein Fremdwort. Unbemerkt waren die Grillen mit feinen Pinzetten ins Klassenzimmer gelangt, hatten ihre Lockerungsarbeit begonnen, sie klaubten uns steifgelernte Sprachgelenke aus den Ohren, sie lockerten Schraubchen, stahlen Fälle und Fehler, um damit ihr Nester zu befestigen. Der Lehrer teilte einen neuen Text aus, den wir laut vorzulesen hatten, der Reihe nach. Es war Wolfgang Borcherts *Schischyfus*. Den ersten Abschnitt las er gleich selber, als lebendig und zeugte größte Heiterkeit. Die Grillen hatten Sprachverspannungen gelöst, das Gehör frei geräumt, die Wörter berührten zum ersten Mal den Sprachnerv. Plötzlich war Deutsch ein Vivarium. Es hüpfte, überschlug sich, die Grillen schlugen dazu ihre halmdünnen Schlaghölzer. Als ich an der Reihe war und eine Stelle zu lesen hatte, die voller Sprachschöpfung und Rhythmen war, gelang es den lehrerhörigen Grillen, den Abdruck, den dieser Text in meinem Gehör hinterließ, mit großer Meisterschaft zu befestigen, sodass eine Sprachkammer entstand, in die hinein nun jedes folgende Wort fallen sollte, wo es sofort mit den Gehörnerven vernährt wurde. So strickten sie einen flirrenden Sprachrhythmus fest, was mich vor Aufregung ins Stottern brachte, worauf ich immer wieder ansetzen musste, das Gelächter dadurch nur mehrte und zum ersten Mal erlebte, wie lebendig Deutsch sein konnte.

In der folgenden Stunde trat Alfred Döblin auf den Plan, er war unser Sprachmoses. Die Kühe waren von den Alpen zurückgekehrt, standen auf der Weide verteilt, einige nah am offenen Fenster. Sie ließen fressend ihre Schellen sprechen, in immer neuen Wellen ließen sie ihren Glockenteppich den Hang herunterrollen, säten Obertöne, irisieren die laue Luft mit metallischem Schimmern. In immer anderer Gestalt flog der Glockenteppich ins Zimmer. Der Lehrer setzte uns einen Auszug aus *Berlin Alexanderplatz* vor, den wir still zu lesen hatten, jeder für sich. Wir beugten uns über den Text, die Kühe weideten auf unseren Rücken. *Rumm haut auf dem Alex die Dampftramme... ruller ruller fahren die Elektrischen*. Alle Drücke sind in diese Sprache eingeschrieben, aufgeprägt. Alles was ich geschrieben habe, ist die Verlängerung dieses Spracherweckungserlebnis'. Dass ich dabei den Hamburger Borchert auch Berlin zurechne, müssen Sie mir verzeihen.

Eine Deutschlandfrage, die mich seit längerem beschäftigt und die ich in diesem Jahr klären möchte.

Ich habe bei der Pilzsuche wiederholt die mageren Alpweiden der Ostschweiz abgesucht, wissend, dass der extensiv bewirtschaftete ländliche Boden ein Phantastikum produziert. Die verrotteten Kuhfladen auf magerer Wiese lassen Pilze wachsen, die fantasiereibende Stoffe enthalten. Das einzige Pilzbuch, in dem ich sie beschrieben fand, war ein Pilzbuch aus der ehemaligen DDR, das ich in Zürich antiquarisch erwarb, *schwach giftig* stand da bei den Düngerlingen und bei den Kahlköpfen. Das schwache Pilzgift, an dem sich immer wieder Leute stark vergiften haben, wie im Pilzbuch steht, ist übrigens unseren körpereigenen Fantasiestoffen verwandt, wir produzieren sie automatisch, wenn wir die Feinmechanik der Hand benutzen, am stärksten, wenn man Klavier spielt oder Texte tippt, dies nebenbei bemerkt.

Neulich stand ich am Rosenfelder Platz sah ich auf den nächtlich erleuchteten Fernsehturm und erschrak. Der Stadtnebel lag auf Turmkopfhöhe. Der ganze Antennenaufbau war von schwefeligem Nebel verschluckt. Vor mir stand tatsächlich ein riesiger junger spitzkegeliger Kahlkopf mit noch geschlossenem blauunterlaufenem Köpfchen, so, wie ich sie Tage zuvor auf einer schattigen Weide in der Ostschweiz zahlreich gesehen hatte. Auch der Stil war bläulich angelauten, Zeichen dafür, das er Psilozybin enthielt. Heilige Kühe waren, dafür braucht es nur wenig Fantasie, in den letzten Jahrhunderten oft genug über den Alexanderplatz getrampelt.

Bei Tageslicht könnte man den glänzenden Turmkopf, zugegeben, auch für eine pralle ostasiatische Schlafmohnkapsel halten.

Der Berliner Fernsehpilz, der westlichste Turmkopf des alten Ostens, er muss einen massenwirksamen Stoff enthalten, bloß welcher Stoff ist es? War der Stoff, der das delirium germanicum orientalis mitverursachte und der im Turmkopf gespeichert sein muss, war es ein Opiat oder ein Fantasticum?

War es Psilozybin oder Opium für das Volk?

Oder beides zugleich?

Was denken Sie, Liebe Bergen-Enkheimer, bestimmt sind einige Pilz- und Pflanzenkundler unter Ihnen. Dieser Frage könnten wir gemeinsam nachgehen in diesem Jahr. Zurecht werden Sie darauf verweisen, dass die größten Stadtpilze nun vor meiner Nase stehen, in Frankfurt wachsen die Häuser bis unter die Wolken.

Nur im deutschen Sprachraum treten Schriftsteller lesend auf. Woher kommt sie eigentlich, diese Sitte, wer hat sie eingeführt? Die Verlage und Buchhandlungen in der Nachkriegszeit? Diesen Schreibenden, die Reisende innerhalb des eigenen Sprachraumes werden, schenken Sie vorübergehend Behausung und Station, mir fällt dies zu in jenem Moment, da ich meine Deutschlandbeobachtungen ordnen möchte. Ich freue mich sehr und bedanke mich herzlich. Ich weis auch dass ich über ein kleines Veranstaltungsbudget verfüge, ich würde gerne ein kleines Import-Export Wesen aufbauen, Leute einladen, die mit Sprache und Musik zu schaffen haben. Ich bedanke mich für ihre Aufmerksamkeit und möchte noch die Grüße meiner jakutischen Maultrommel überbringen: